

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Tremain, Rose

Die Verwandlung der Mary Ward

Roman

Aus dem Englischen von Elfie Deffner

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4479
978-3-518-46479-3

suhrkamp taschenbuch 4479

Am 15. Februar 1952 legte die ganze Nation zu Ehren des toten Königs eine Schweigeminute ein. Es war der Tag seiner Beerdigung. Ein denkwürdiger Tag auch für die sechsjährige Mary Ward, die mit ihren Eltern und dem jüngeren Bruder auf einem Kartoffelacker in Suffolk stand. Vom Hof her hörte sie das vertraute Krächzen ihres Perlhuhns Marguerite, dem sie eine erschütternde Entdeckung mitzuteilen hat: »Ich habe eine Neuigkeit für dich, Marguerite, ich habe ein Geheimnis, das ich dir anvertrauen möchte, mein Liebling. Ich bin nicht Mary, das ist ein Irrtum. Ich bin kein Mädchen. Ich bin ein Junge.«

So hat sie angefangen, die lange Reise der Mary Ward. Wahrlich keine einfache Aufgabe für die Tochter einer armen Bauernfamilie im England der 50er Jahre. 30 Jahre dauerte es, bis Mary sein darf, der sie ist. Martin. Es gibt nur wenige, die sie begleiten, der Großvater, ihre geliebte Lehrerin. Die Reise verändert Mary, aber auch ihre Familie und die Beziehungen untereinander von Grund auf. Ein langer, schmerzhafter und harter Weg bis zu dem Tag, an dem – 1980 – Post in Nashville, Kentucky, eintrifft: »Lieber Martin, bitte verzeih mir. Ich hoffe sehr, dass Du es kannst. Deine Mutter Estelle.«

Rose Tremain lebt in London und Norwich. *Der weite Weg nach Hause* (it 4037) wurde 2008 mit dem Orange Prize for Fiction ausgezeichnet. Zuletzt erschienen ihre Romane *Der unausweichliche Tag* (st 4403), *Die Farbe der Träume* (it 4148), *Zeit der Sinnlichkeit* (it 4200) und *Adieu, Sir Merivel* (2013).

Rose Tremain
Die Verwandlung der
Mary Ward

Roman

Aus dem Englischen von
Elfie Deffner

Suhrkamp

Titel der englischen Originalausgabe:

Sacred Country

© 1992 Rose Tremain

Deutsche Erstveröffentlichung unter dem Titel
Die Umwandlung: Droemer Knaur, München 1994

Umschlagabbildung:

Melanie DeFazio Photography/Getty Images

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4479

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© der deutschen Übersetzung:

2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46479-3

Ich lebe, uneins mit mir selbst,
aber so, daß ich mir sehnlichst
wünsche, nicht zu sterben.

Tr. Roy Campbell, ›St. John of the Cross‹

»Scheint, gnäd'ge Frau? Nein: *ist*,
mir gilt kein ›scheint‹.«

Hamlet, 1. Aufzug, 2. Auftritt

Zwischen Idee
Und Verwirklichung
Impuls
Und Tat
Fällt der Schatten

T.S. Eliot, ›The Hollow Men‹

*Zur Erinnerung an
Bernie Schweid*

Erster Teil

1. Kapitel

1952

Zwei Schweigeminuten

Um zwei Uhr am Nachmittag des 15. Februar 1952 fiel die ganze Nation zu Ehren des toten Königs für zwei Minuten in Schweigen. Es war der Tag seiner Beerdigung.

Der Verkehr ruhte. Die Telefone klingelten nicht. Im Radio war nur Rauschen. Auf den Straßenmärkten wurde der Verkauf von Nylonstrümpfen unterbrochen. Im Ritz stellte man solange das Servieren des Mittagessens ein. Die Kellner standen mit über den Arm gelegten Servietten still da.

Einigen, die in einem haltenden Bus festsäßen, deren Webstuhl plötzlich stockte oder die mitten in einer Blaskapellprobe gewesen waren, kam die Stille endlos und lastend vor. Viele weinten, und zwar nicht nur um den König, sondern auch um ihrer selbst und Englands willen: weil die Zeit so entsetzlich langsam verstrich.

Auf die Bauernhöfe in Suffolk fiel ein leichter, nasser, salzähnlicher Schnee.

Die Wards standen dicht beisammen auf einem Feld. Da der Minutenzeiger von Sonny Wards Uhr abgefallen war, wußte er nicht genau, wann die beiden Schweigeminuten begannen. Seine Frau Estelle hätte es gern vermieden, an diesem trüben Tag so in der Kälte herumzusteher. Sie hatte vorgeschlagen, drinnen zu bleiben, mit einem behaglichen Feuer im Kamin und dem Radio, das ihnen mitteilte, was zu tun war. Doch Sonny hatte nein gesagt, sie müßten unter freiem

Himmel stehen, damit ihre Gebete leichter den Weg nach oben fänden. Er hatte gemeint, die Menschen in England schuldeten es ihrem unglücklichen König, das Wort für ihn zu ergreifen, damit er wenigstens im Himmel nicht stottern mußte.

Da standen sie nun, versammelt auf einem Kartoffelfeld: Sonny und Estelle, ihre Tochter Mary und ihr kleiner Sohn Tim. Sie sehen mitleiderregend aus, ging es Sonny durch den Kopf, mitleiderregend und ärmlich. Und sein Verdacht, daß das Schweigen seiner Familie nicht richtig mit dem der Nation übereinstimmte, ärgerte Sonny noch lange Zeit danach. Er hatte seinen Nachbarn Ernie Loomis gebeten, ihm zu sagen, wann sie anfangen mußten, doch der hatte es vergessen. Sonny hatte geglaubt, daß es vielleicht irgendein Startzeichen geben würde – eine Schrift am Himmel oder eine Sirene in Lowestoft –, doch nichts dergleichen geschah. Daher legte er, als der Stundenzeiger seiner Uhr auf der Zwei war, die Hacke aus der Hand und sagte: »Nun gut. Dann Schweigen wir jetzt.«

Sie fingen also damit an.

Der Salzschneg fiel auf ihre Schultern.

Es war ein Schweigen in einer bereits vorhandenen Stille, doch nur Mary wußte, daß die Erinnerung daran ein Leben lang anhalten würde.

Mary Ward war sechs Jahre alt. Sie hatte kleine Füße und Hände und ein rundes, flaches Gesicht, das ihre Mutter an eine Sonnenblume denken ließ. Ihr glattes braunes Haar wurde von einer Schildpattspange aus der Stirn gehalten. Wegen eines Sehfehlers trug sie eine runde Brille, deren Bügel hinter den Ohren drückten. An diesem Tag des Schweigens hatte sie einen zu kurzen Tweedmantel, violette Fausthandschuhe, Gummistiefel und ein wollenes Kopftuch mit Windmühlen und blauen Holländern darauf an. Ihr Vater, der bemerkte, wie sie mit leerem Blick in den Schneeregen blinzelte, dachte, daß sie traurig anzusehen war.

Man hatte ihr gesagt, sie solle an König Georg denken und

für ihn beten. Da sie sich aber nur an seinen am Hals abgeschnittenen Kopf auf der Zweipence-Briefmarke erinnern konnte, betete sie für diese. Die Gebete wurden jedoch rasch langweilig und verflüchtigten sich, und so drehte sie den Kopf mal hierhin und mal dorthin, in der Hoffnung, trotz ihres eingeschränkten Sehvermögens zu sehen, wie ihr Perlhuhn Marguerite anmutig pickend über den gepflügten Boden zu ihr kam.

Estelle hatte an diesem Morgen versehentlich eine Strähne ihres dicken schwarzen Haars mit der Nähmaschine an ein Stück Fallschirmseide genäht. Sie hatte aufgeschrien, als sie sah, was sie angerichtet hatte. Es war grotesk. Es war wie ein Verbrechen an sich selbst. Und obwohl sich Estelle jetzt, in der Stille, ruhig verhielt, hörte sie doch noch irgendwo in der Ferne ihr Schreien. Sie stand mit gesenktem Kopf da, bemerkte aber, wie Sonny aufschaute und seinen Blick erst auf Mary und dann auf ihr ruhen ließ. Sie hatte nicht den toten König, aufgebahrt in seiner schicken Marineuniform, vor Augen, sondern sich selbst in ebendiesem Moment – groß in der flachen Landschaft, schön, trotz ihres malträtierten Haars, ein Rätsel, eine Frau, die immer weiter durch die Zeit fiel und deren Absturz endlos und eisig war. Sie legte die Hände zusammen und versuchte innerlich zur Ruhe zu kommen. »Zum Tee«, flüsterte sie, »probier ich das neue Pfannkuchenrezept aus.« Sie glaubte, lautlos zu flüstern, doch das war nicht der Fall. Estelle hatte oft Schwierigkeiten, zwischen Gedanken und laut Ausgesprochenem zu unterscheiden.

Sonny schlug sich mit seiner abgetragenen Mütze auf den Schenkel und fing zu husten an. »Sei still, Estelle!« sagte er, noch immer hustend. »Sonst müssen wir mit dem Schweigen noch einmal von vorn beginnen.«

Estelle legte die Hände auf den Mund und schloß die Augen. Als sein Husten nachließ, blickte Sonny auf Tim. Auf Tim, seinen Liebling. Timmy, seinen Sohn. Der Junge hatte sich auf eine Furche gesetzt und versuchte die Schnürsenkel seiner Stiefelchen aufzumachen. Sonny beobachtete, wie er

einen seiner Stiefel zusammen mit einer grauen Socke auszog, so daß sein Fuß sichtbar wurde. Sonny dachte, daß der weiche Fuß aussah, als habe er keinen Knochen. Tim steckte ihn in den Schlamm und warf den Stiefel wie ein Spielzeug von sich.

»Tim!« zischte Mary. »Sei nicht böse!«

»Bist du still, Mädchen!« sagte Sonny.

»Ich höre überhaupt kein Schweigen«, ließ sich Estelle vernehmen.

»Noch einmal von vorn!« ordnete Sonny an.

So überlegte Mary, wie viele Minuten es wohl werden würden. Werden wir noch hier stehen, wenn es dunkel wird?

Und dann fühlte sich Mary bei dem Gedanken, wie sie auf dem Feld warteten und der Schnee auf sie fiel, so daß sie ganz weiß wurden, auf einmal merkwürdig erregt, als würde gleich etwas mit ihr geschehen, was seit Menschengedenken noch nie mit jemandem in Suffolk oder auf der ganzen Welt geschehen war.

Mary versuchte noch einmal für den König zu beten, doch die Worte wurden wie Papier im Wind davongetragen. Sie wischte sich mit dem Handschuh den Schnee von der Brille. Dann blickte sie auf ihre Familie, nahm sie bewußt in sich auf, erst einen, dann zwei, dann alle drei, wie sie nun endlich still waren, wenn auch nicht so still, wie sie sein sollten, nicht so still wie die mit Federn geschmückten Männer, die am Sarg des Königs Wache hielten, nicht so still wie Rohrkolben in einem See. Und dann, als vom Bauernhof her das vertraute Krächzen ihres Perlhuhns zu ihr drang, dachte sie: Ich habe eine Neuigkeit für dich, Marguerite, ich habe ein Geheimnis, das ich dir anvertrauen möchte, mein Liebling. Ich bin nicht Mary. Das ist ein Irrtum. Ich bin kein Mädchen. Ich bin ein Junge.

So also hat sie damals angefangen, die lange Reise der Mary Ward.

Inmitten eines nicht zeitgleichen Schweigens, von dem nie-

mand sagen konnte, wie lange es dauerte, denn ebensowenig wie Sonny gewußt hatte, wann er damit beginnen sollte, wußte er, wann er damit aufhören sollte. Er ließ seine Familie einfach dort draußen im Schneeregen stehen und wartete, und es kam ihnen lange vor.

Der Baby-Schönheitswettbewerb

Im April jenes Jahres erfroren Sonny elf Lämmer. Bei Ärger wurde er immer taub. Je ärgerlicher er wurde, um so lauter brüllte er herum.

Ein Teil seines linken Ohrs war ihm im Krieg weggeschossen worden. Er hatte zugesehen, wie ein Stückchen von ihm auf dem Rhein davonschwamm. Geblieben war ein sich gabelndes Knorpelgebilde, das ausschaute wie eine weiche Koralle. Wenn ihn die taube Wut packte, bohrte er mit dem Daumen in dieser Koralle, bis ihm das Blut den Nacken hinunterlief.

Sonny brachte die erfrorenen Lämmer seinem Nachbarn Ernie Loomis zum Verarbeiten und Lagern im Kühlraum. Auf Sonnys Hof ließ man nichts verkommen. Er konnte es auch nicht ertragen, wie Estelle immer nachlässiger im Haus wurde. Sie war manchmal so zerstreut, daß sie nicht einmal wußte, was sie in der Hand hielt. Er hätte ihr dann am liebsten einen Stoß versetzt, ihre Gedanken mit einem Schlag auf den Kopf aufgeweckt. An jenem Tag, als sie ihr Haar mit der Seide zusammengenäht hatte, hatte er sie die Naht Stich für Stich mit einer Rasierklinge auftrennen lassen, bis das ganze Haar wieder draußen war.

In einem Silberrahmen auf dem Kamin in der Küche hatte Estelle eine Fotografie ihrer Mutter stehen. Diese war Klavierlehrerin gewesen. Das Bild zeigte sie so, wie sie 1935 gewesen war, ein Jahr vor ihrem plötzlichen Tod in einem Segelflugzeug. Sie war Mitglied der Women's League of Health and Beauty gewesen, und so hatte Estelle sie auch in Erinne-

rung behalten: gesund, mit welligem, glänzendem Haar, und schön, mit einem freundlichen Lächeln. »Weißt du«, hatte Estelle einmal zu Mary mit der Flüsterstimme gesagt, die sie immer hatte, wenn sie von ihrer Mutter sprach, »eigentlich sind Segelflugzeuge doch etwas sehr Schönes.« Mary hörte oft, auch noch, als sie eine Brille trug, daß sie ihrer Großmutter Livia in gewisser Weise ähnlich sehe. »Ich glaube«, flüsterte Estelle, »wenn du einmal groß bist, wirst du genauso ausschauen wie sie.«

Mary gefiel das Foto ihrer Großmutter. Sie sah darauf ruhig und friedlich aus, und Mary war sicher, daß sie keine Selbstgespräche geführt hatte. Und wenn sie an ihren Segelfliegetod dachte, dann stellte sie sich nicht vor, daß sie in einen Wald oder auf ein Dorf stürzte, sondern träumte, daß das Flugzeug in den weißen Himmel aufstieg, zuerst ein Punkt, weiß auf weißem Hintergrund, der dann immer mehr mit dem Himmel verschmolz, sich auflöste und verschwand. Sie hatte sich jedoch nie vorstellen können, wie Großmutter Livia zu werden. Sie wußte, daß sie nicht schön oder Mitglied der Women's League werden würde, was immer eine Women's League auch war. Und vom Tag der beiden Schweigeminuten an wußte sie sogar, daß sie nicht einmal eine Frau werden würde. Sie sagte ihrer Mutter nichts davon, und natürlich erst recht nicht ihrem Vater, da sie diesem nichts mehr erzählte, seit sie drei war. Nicht einmal Miss McRae, ihrer Lehrerin, vertraute sie es an. Sie betrachtete es als ein Geheimnis. Nur Marguerite flüsterte sie es einmal ins Ohr, die daraufhin den Schnabel öffnete und krächzte.

Nach dem Tod der Lämmer wurde es warm. Im Mai fand auf einem Feld vor dem Dorf, wo eine Reihe Kastanien Schatten spendeten, das alljährliche Gemeindefest statt. In dessen Mittelpunkt stand immer ein Wettbewerb: das beste Blumenarrangement, das am originellsten angezogene Kind, das größte Exemplar einer Gemüseart, der gehorsamste Hund, die talentiertesten Walzer- und Quickstep tänzer. Die Preise waren großzügig: ein Dutzend Flaschen Starkbier, ein Jah-

resabonnement für *Radio Fun* oder *Flix*, ein Sack Kohle. In diesem Jahr sollte Swatheys schönstes Baby gefunden werden. Die Teilnahmegebühr betrug drei Pence, der Preis war unbekannt.

Der Gedanke an den Überraschungspreis versetzte Estelles fehlerhafte Phantasie in Erregung. Das Wort »unbekannt« schien etwas von Wert zu versprechen: einen Besuch im Tower von London, ein Jacquar-Tuch, ein Treffen mit Mr. Churchill. Sie hatte kein Baby zum Anmelden, doch wollte sie sich dieses kostbare Unbekannte nicht ganz und gar entgehen lassen. Sie kaufte einen Teilnahmechein und ging damit zu ihrer Freundin Irene Simmonds.

Irene lebte allein mit ihrem unehelichen Baby Pearl. Der Vater des Kindes war Ire und arbeitete in Dublin in einer Druckerei. »Er schmeckte nach Druckerschwärze«, hatte Irene Estelle erzählt. Doch sie hatte immer weniger von dem Geschmack gehabt, und schließlich war er ganz verlorengegangen – Irene bekam auf ihre Briefe keine Antwort mehr, weder gedruckter noch sonstiger Art. Sie war eine praktische Frau. Sie hatte ein großes Lächeln, einen rundlichen Körper und ein weiches Herz. Irene träumte noch lange von dem irischen Drucker, ließ es sich aber nicht anmerken. Alles, was man sah, war ihre aufopferungsvolle Liebe zu Pearl.

Als Estelle mit dem Dreipence-Coupon kam, stillte Irene Pearl gerade. Ihre weißen Brüste waren größer als der Kopf des Babys. Sie hätte damit einen ganzen Stamm ernähren können. Pearls kleines Leben verlief in süßer, milchiger Selbstvergessenheit.

Estelle setzte sich zu Irene und legte den Teilnahmechein auf den Küchentisch. »Das Unbekannte«, sagte sie, »ist wahrscheinlich immer das Bessere.«

Irene füllte den Coupon mit der sorgfältigen Handschrift aus, die sie sich angeeignet hatte, um die Zuneigung des Druckers zu gewinnen. *Teilnehmer: Pearl Simmonds, geboren am 22. April 1951.* Estelle nahm Pearl solange auf den Schoß und betrachtete sie, wobei sie sich vorstellte, als Preisrichterin

Swaitheys schönsten Baby finden zu müssen. Pearl hatte Haare so hell wie Limonade und große blaue, glänzende Augen. Ihr Mund war so hübsch und süß wie Irenes. »Cherub, du mußt gewinnen«, sagte Estelle zu Pearl, »unsere ganze Hoffnung ruht auf dir.«

Sonny weigerte sich, zum Fest zu gehen. Für Schnickschnack hatte er kein Geld übrig, für Verkleidungen jeglicher Art keine Zeit.

Estelle fuhr mit Mary und Tim im Ponywagen hin. Es war ein sehr heißer Tag, ein Rekord für Mai, hieß es im Radio. Die Wege waren von schneeweißen Blütenblättern übersät. Mary trug ein neues Kleid, das Estelle aus einem Rest genäht und gesmokt hatte. Während der Fahrt im Ponywagen fand Mary die Smokarbeit auf ihrer Brust immer unerträglicher und begann sich heftig zu kratzen.

Sie hielten vor Irenes Haus an. Pearl schlief, in ihr weißes Taftuch eingeschlagen, in einem Weidenkorb. Sie legten den Korb im Wagen auf ein paar Säcke, die nach Gerste rochen. Nach einer Weile begann Pearl zu schnarchen. Mary hatte außer ihrem Vater noch nie jemanden schnarchen gehört, schon gar nicht ein Baby.

»Warum macht sie das?« fragte Mary Irene.

»Ach«, antwortete Irene, »sie hat schon immer geschnarcht, von Anfang an.«

Mary kniete neben Pearl auf dem Boden des Wagens nieder und blickte sie an. Das Schnarchen zog sie so in seinen Bann, daß sie von dem Gesmokten abgelenkt war.

Der Baby-Schönheitswettbewerb sollte in einem großen grünen Zelt aus Armeeresbeständen stattfinden. Die Mütter würden sich nebeneinander auf harte Stühle setzen und ihre Babys hochhalten, wenn die Preisrichter vorbeikamen. Von den sechsunddreißig Teilnehmern würden fünf in die Endrunde kommen. Es gab einen Hauptgewinn und vier Trostpreise. Estelle dachte den ganzen Weg im Wagen über das Wort »Trost« nach. Es gefiel ihr überhaupt nicht. Sachen, die trösten sollten, taten dies am Ende nie.

Im Laufe des Tages wurde es immer heißer. Es war, als würden der ganze Juni und Juli in diesen einen Tag gedrängt. Estelle gewann bei der Tombola einen Schokoladekuchen, der gleich zu schmelzen begann, so daß sie ihn Mary und Tim zu essen gab. Nicht ein Lüftchen regte sich, um die selbstgemachten Wimpel zum Flattern zu bringen.

Gegen zwei Uhr begab sich Irene mit Pearl in den Schatten der Kastanien, um ihr etwas Hagebuttensaft zu trinken zu geben und ihre Windeln zu wechseln. Mary bat darum, mitgehen zu dürfen. Ihre Brust juckte von der Hitze und Smokarbeit so sehr, daß sie sich wund gekratzt hatte. Zwischen den seidigen Stichen konnte man kleine kreisrunde Blutflecken sehen. Diese Blutspuren wollte sie Irene zeigen. Wenn Mary mit Irene zusammen war, hatte sie immer das Gefühl, ihre ganz persönliche Zuflucht gefunden zu haben. Es war still bei ihr. Niemand schrie.

Irene sah sich das Blut an. Dann zog sie Mary das Kleid aus und kühlte die Kratzer mit den feuchten Tüchern, die sie zum Säubern von Pearl mitgebracht hatte.

»In so einem gesmokten Kleid stecken viele Stunden Arbeit, Mary«, sagte Irene.

»Ich weiß«, erwiderte Mary.

Weiter sagten sie nichts. Irene zog Mary das Kleid wieder an, wobei sie neben ihr im kühlen Gras kniete. Sie nahm das Mädchen bei den Schultern und sah es an. Seine Brille war schmutzig und beschlagen, das dünne Haar lag ihm wie eine Kappe eng um den Kopf. Irene verstand, daß Mary nicht weinen wollte, und sagte daher: »Nun ja. Wir müssen jetzt Pearl fertig machen, damit sie schön ist.«

Sie reichte Mary ein sauberes, weißes Frotteeviereck, das diese auf dem Gras ausbreitete und vor dem Falten glattstrich. Irene befreite Pearl von ihrer nassen Windel und legte sie auf das Viereck. Dann holte sie Babypuder aus der Tasche und stäubte Pearls Po damit ein, bis die glänzende Haut samtig und trocken war. Mary sah ihr dabei zu. Etwas an Pearl faszinierte sie. Es war, als wäre Pearl ein Dia und sie selbst säße auf

einem Stuhl im Dunkeln, um es sich anzuschauen. Mary nahm die Brille ab. Ohne sie kam es ihr so vor, als lägen zwei Pearls, jedenfalls fast zwei, im Schatten des Kastanienbaums, und Mary hörte sich, wie es ihre Mutter tat, einen Gedanken laut aussprechen: »Wenn es zwei gäbe, dann könnte jeder eine haben.«

»Zwei wovon, Mary?«

Doch Mary antwortete nicht darauf. Sie setzte sich die Brille wieder auf die Nase. »Ach«, sagte sie, »ich weiß auch nicht, was ich gemeint habe. Ich glaube, ich habe an den Kuchen gedacht, den Mutter gewonnen hat, weil du nichts davon gegessen hast.«

»Es ist so heiß«, stöhnte Irene und befestigte Pearls Windel mit einer Sicherheitsnadel. »In dem Zelt wird es furchtbar drückend sein.«

Die Mütter strömten herein. Es waren weit mehr Mütter als Stühle, so daß einige stehen mußten, obwohl sie sich von der Hitze des Nachmittags und der Last der Babys ganz schwach fühlten. Die einführenden Worte der Preisrichter gingen im Babygeschrei unter. Lady Elliot von Swaithey Hall, die mit ihrem Jacqmar-Tuch sehr gepflegt aussah, sagte, sie habe noch nie so viele hübsche kleine Knirpse auf einem Fleck gesehen. Weiter meinte sie: »Jetzt mache ich mit meinen Preisrichterkollegen die Runde, und beim zweiten Durchgang erhalten die fünf Endrundenteilnehmer Rosetten.«

Die Idee mit den Rosetten rief Gelächter hervor. Dieser plötzlich einsetzende Lärm brachte die Babys zum Schweigen. Estelle stand mit Mary und Tim an einem der Zeltausgänge und betete, daß eine leichte Brise aufkommen und Irene das Unbekannte in den Schoß fallen möge. Mary hielt die Augen geschlossen. Sie fühlte sich plötzlich traurig und wütend. Sie wollte den Wettbewerb überhaupt nicht mehr.

Die Preisrichter schenkten Pearl kaum Beachtung. Nach einem kurzen Blick setzten sie ihren Weg fort, und Irene, die geduldig auf ihrem Stuhl wartete, bekam nichts weiter ab als